Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 39

Artikel: Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzungen]
Autor: Lendorff, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647761

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

1. Fortsetzung

Nachdruck verboten.

„Es war riesig peinlich, denn ich musste wegblicken — er weinte dabei. Aber von unserer Räubergeschichte haben wir nicht geredet — wie sollten wir auch? Auch die blaue Katze haben wir nicht betrachtet, obwohl ich sie bei mir hatte."

„Ach ja, natürlich, die Katze!" sagte Clelia schnell. „Ich hatte sie ganz vergessen, diese Katze. Aber das ist ja ganz klar... sie stammte von dem Diebstahl in der Villa her... und die Diebe nahmen den Weg durch den unterirdischen Gang, der unter der Ruine auf den Bauplatz mündete..."

Sie erinnerte sich nun wieder genau an die Katze. Winzig klein, aus blauglasierter Fayence, sass sie steil aufgerichtet und in würdevoller Haltung da. Sie war mit einem kleinen Loch versehen, das darauf hindeutete, dass es sich eher um einen Anhänger oder ein Amulett als um ein Kinderspielzeug handelte. Peterchen und Clelia jedoch hatten nicht so weit gedacht. Sie fanden sie im Grase des verwilderten Gartens, kurz bevor sie auf die Ruine kletterten und der Mann mit den Hunden durch das rostige Gittertor unter ihnen trat. In Peterchens Hosensack hatte sie die abenteuerlichste Flucht mitgemacht. Clelia hatte ihr damals überhaupt keine weitere Beachtung geschenkt, und Peterchen hatte die Katze als sein unbestrittenes Eigentum bei seiner überstürzten Abreise mit sich genommen, ohne sie nochmals Clelia zu zeigen. Vielleicht hatte er insgeheim gefürchtet, dass er sie dann hergeben müsste.

„Ja, natürlich, die Katze..." wiederholte Clelia gedehnt. Jetzt erschien ihr alles in einem ganz anderen Lichte. „Weisst du, dass sie wahrscheinlich sehr wertvoll ist, deine Katze? Dass du sie dem Professor zurückbringen solltest?"

Peterchen stocherte noch immer in seinen Griessklössen. „Du wolltest von einem Diebstahl erzählen", sagte er nach einer Weile.

„Ach ja", begann Clelia und wurde auf einmal ganz eifrig. „Du erinnerst dich vielleicht, dass Manfred immer behauptete, in der unbewohnten Villa nachts ein Licht zu sehen. Er war es auch, der als erster die Idee aufbrachte, es könnte eine Diebsbande sein, die dort wohnte und von dort aus nächtliche Beutezüge ausführte... Er hatte in irgend einem Buche etwas Derartiges gelesen und meinte nun, dies müsste unbedingt auch so sein. Aber niemand von den Erwachsenen glaubte ihm, und seine beiden Brüder erst recht nicht. Denn nachts liefen ja die Hunde Zyan und Kali frei in dem Garten herum, und ein Dieb konnte nicht unbemerkt hereinkommen."

„Ausser wenn der Dieb mit den Hunden befreundet war, wie zum Beispiel der Mann mit der verkrüppelten Hand", warf Peterchen ein.

„Richtig", sagte Clelia. „Im übrigen fand Manfred in mir eine gläubige Anhängerin seiner Idee, und ich weiss noch, dass wir nachts heimlich zu einer Bodenluke schlichen und das Licht beobachteten. Der Mauer und der grossen Bäume des Parkes wegen konnte man nur von dort aus die Villa sehen. Ich erinnere mich noch genau, wie mir dabei gruselte und wie ich alle Gespenstergeschichten aufsteigen fühlte, die ich einmal gehört hatte."

„Sag einmal, wem gehörte die Villa eigentlich?" fragte Peterchen. „Ich wusste es nämlich nie."

„Einem Gelehrten..." Clelia runzelte grüblerisch die Stirne. „Onkel kannte ihn — nicht gut, mehr nur dem Namen nach. Es scheint ein Mann gewesen zu sein, der die meiste Zeit seines Lebens auf Expeditionen im Orient zubrachte, Städte ausgrub und dergleichen mehr. Die Villa war das Haus seiner Eltern, und wenn er sich von seinen Reisen ausruhen wollte, hielt er sich dort auf. Onkel sagte einmal, er hätte stets bedauert, dass der Mann niemals etwas über seine Reisen veröffentlichte, aber er sei ein komischer Kauz und habe seine eigenen, etwas verdrehten Ansichten über die Wissenschaft. Im übrigen..."

„Und der Diebstahl?" fragte Peterchen.

„Nun ja... als er im Winter vor dem Kriege zurückkam, erwies es sich, dass die Diebe seine sämtlichen Vitrinen vollkommen gelehrt hatten, und dass er das Nachsehen hatte. Wenn die Erwachsenen damals auf uns gehört hätten, so wäre das wahrscheinlich beizeiten entdeckt worden, denn Manfreds Vermutungen stimmten alle."

„Komisch, so etwas!" sagte Peterchen. „Wie nahm es der gelehrte Herr auf?"

„Mit stoischem Gleichmut, sagte mein Onkel. Aber er soll nachher mit Behagen unter Freunden erzählt haben, dass er die ihm gestohlenen ägyptischen Altertümer im Besitz der besten Museen wiedergefunden habe. Onkel meinte, die ganze Geschichte sei sehr unklar. Vielleicht, dass sogar irgend ein ausländischer Museumsdirektor auf diese Weise in den Besitz der Gegenstände kommen wollte, die der kauzige Gelehrte der Wissenschaft vorenthielt. Onkel hielt dergleichen für möglich, denn die Sammlung soll fabelhaft gewesen sein...." Sie zerkrümelte ihr Brot.

„Und demnach ist auch deine Katze wahrscheinlich ein Museumsstück, und es ist reiner Diebstahl, wenn du sie nicht zurückgibst."

Peterchen senkte den Kopf tief. Dann sah er Clelia offen und treuherzig an. „Ich kann es nicht, Clelia. Glaub mir, ich kann es nicht."

Und als sie erstaunt und zweifelnd aufblickte, wiederholte er: „Auf Ehrenwort, Clelia, ich kann es nicht."

Ihre Stirne legte sich in Falten. Die Brauen hoben und senkten sich nervös. „Verloren? Oh, du Unglücksmensch! Kaputtgemacht?"

Peterchen wich sichtlich aus. „Sag einmal, Clelia", begann er. „Wie hiess eigentlich dieser Forscher, ich meine, der Besitzer der Villa, dem die Sachen gestohlen wurden?"

Sie stutzte. „Komisch. Ich weiss seinen Namen gar nicht. Habe ich ihn überhaupt jemals gehört? Aber das ist ja ganz einfach, ich brauche deswegen nur an Onkel oder Tante zu schreiben. Und überhaupt, wenn du die Katze doch verloren hast!"

„Ja", sagte Peterchen langsam. „Gewiss. Wegen der Katze lohnt es sich nicht mehr, dem nachzuforschen. Wegen der Katze ist es einerlei. Und auch sonst brauchen wir es nicht zu wissen. Ich wenigstens kann mit nicht vorstellen, wozu wir es zu wissen brauchten."

Zweites Kapitel

Pension Glöckl

Clelia hatte nicht nur Peterchens wegen so bereitwillig auf das Mittagessen in der Pension verzichtet. Die Tafelrunde, die ihrer dort wartete, erfüllte sie mit Schrecken. Sie wusste gar nicht, was sie reden sollte! Und niemand redete mit ihr. Fräulein Elfriede Glöckl — die Pension gehörte zwei Schwestern, Angela und Elfriede — flüsterte demutvoll und mit ehrfürchtigem Augenaufschlag, wenn sie von ihren übrigen Gästen zu ihr sprach. Der Herr Baron von Pappenheim — er hatte vorher in dem Zimmer gewohnt, das Clelia zugeteilt worden war; die Schnipfel seiner Fingernägel befanden sich noch in der Terrakotta-Vase auf dem Fensterbrett — und die beiden Gräfinnen Sesenheim im Erkerzimmer, die man nie sah, und die, nach Fräulein Glöckls geheimnisvoller Mitteilung, ebenbürtig waren, und Frau von Wolterhagen und die Baronin Giebichenstein und Fräulein von Brandeis... Für Fräulein Elfriede schien es verschiedene Gradmesser zu geben, nach denen sie die Zusammenstellung der Gäste ihrer Pension beurteilte. Der oberste, herrlichste, doch leider fast nie erreichte Grad war: „Nur Adel." Der zweite war beinahe ebenso gut er lautete: „Nur Adel und Ausländer." Im Augenblick freilich war auch dies nicht erreicht. Herr Sauer und seine Tochter, die die beiden Zimmer gegenüber von Clelias Türe innehatten, kamen zwar aus Amerika, aber sie waren eben doch unleugbar Deutsche. Und das war in Fräulein Elfriedes Augen ein kleiner Schönheitsfehler, den die Tafelrunde zurzeit aufwies.

Fräulein Angela, die in der Küche amtete, beurteilte die Sachlage praktischer. Für sie war ein anderes Motto ausschlaggebend, und das lautete: „Nur keine leeren Zimmer." Sie selber schlief im Badezimmer und Fräulein Elfriede, wenn der Adel nicht anders unterzubringen war, auf dem Divan im Esszimmer. Aber das war ein Geheimnis, das ein gewöhnlicher Gast nicht zu hören bekam.

Fräulein Elfriede war klein, schlank, schmal gebaut und glich in Bewegungen und Gang einem Wiesel. Auch die spitzen Raubtierzähnchen ihres allzeit lächelnden Mundes erinnerten an dieses kleine und zierliche Tier. Fräulein Angela dagegen war gross und prachtvoll. Eingeweihte Gäste begriffen nie, wie sie es anfing, neben der Wanne im Badezimmer noch genügend Raum für ihre Leiblichkeit zu finden. Unstreitig kochte sie gut. Aber diese Tatsache hob die Schrecknisse der Tafelrunde für Clelia in der ersten Zeit nicht auf, obwohl sie gutes Essen schätzte...

Sie wusste noch nicht — woher in aller Welt hätte sie es auch wissen sollen? —, wie man eine Baronin, einen Grafen anredete! Sie wusste nicht, was ebenbürtig war! Sie kam sich verraten und verkauft vor inmitten des Adels. Fräulein Elfriede bemühte sich immer wieder, aus ihr herauszulocken, dass sie aus einer Patrizierfamilie stamme. Dann dachte sie beschämt an die Clelia-Strümpfe und verstummte völlig.

Nicht sehr viel anders schien es dem jungen Engländer an ihrer rechten Seite zu gehen. Er schwieg beharrlich bei Tisch, ausser wenn Herr oder Fräulein Sauer einen englischen Satz an ihn richteten. Dann antwortete er beflissen mit *Yes* oder *No*. Wie er es anfangen sollte, Deutsch zu lernen, blieb einstweilen rätselhaft. Fräulein Glöckl hatte Clelia mitgeteilt, dass er zu diesem Zweck hergekommen sei, jeden Tag eine Stunde nehme und im übrigen Alexander Ross heisse. Auch in ihm vermutete sie einen Patrizier. Das war bei Ausländern weder zu beweisen noch zu bestreiten notwendig.

Bei Tisch führte meistens Frau von Wolterhagen das Wort. Sie kam aus Wien. Ihre Schwester hätte beinahe — vor fünfzig Jahren — den Bruder der Baronin Giebichenstein geheiratet, teilte Fräulein Glöckl Clelia flüsternd mit. Wieso sie das wusste und wieso es erwähnt werden musste, war Clelia schleierhaft. Aber Fräulein Elfriede schien von derartigen Geheimnissen, die vielleicht gar keine waren, zu leben.

Die Schwester der Frau von Wolterhagen — diejenige, die beinahe den Baron bekommen hätte — war eine bekannte Schönheit gewesen, und Frau von Wolterhagen ebenfalls. Auch dieses wusste Clelia durch Fräulein Elfriede. Jetzt sah die Dame freilich ziemlich verwittert aus, obwohl sie sich noch immer wie ein junges Mädchen kleidete. An Werktagen trug sie ein hellgraues, enganliegendes Trikotkleid mit rotem Gürtel. Wenn Alexander Ross ihr nach dem Essen die Türe öffnete, starrte er immer ganz betreten auf ihre Beine. An den Strümpfen, die sie anhatte, lag das nicht, denn die waren untadelig und aus Seide, wie Clelia mit Kennerblicken feststellte.

Frau von Wolterhagen sprach mit Vorliebe über Kunst. Sie hatte so viele bekannte Künstler persönlich gekannt! In ihrer Jugend hatten Stuck und Lenbach sie porträtiert — freilich redete sie davon nur selten, es lag zeitlich allzuweit zurück. Ueberhaupt ihre Jugend! In ihren eigenen Augen dauerte sie immer noch an. Warum sollte sie die Menschen darauf aufmerksam machen, dass sie bereits vor vierzig Jahren jung gewesen war? Manchmal, wenn sie ihre Kunsttheorien entwickelte, begann Herr Sauer, ihr zu widersprechen. Dann konnte die Lage ungemütlich werden, und die ganze Tischgesellschaft sass wie auf Dornen. Aber auch Clelia war hin und wieder auf dem Punkte, aufzubrausen.

An diesem Abend kam die Rede auf Hodler.

„Er wird so masslos überschätzt", begann Frau von Wolterhagen in den süssesten Flötentönen. „Wenn ich ihn vergleiche, etwa mit meinem geliebten Feistauer..."

Clelias Patriotismus wurde wach. Sie hatte noch niemals etwas von Feistauer gehört, geschweige denn etwas von ihm gesehen. Das mochte ein Bildungsmangel sein, besonders für eine Kunstgeschichtsstudentin, aber wieso sollte sie deshalb Hodler beschimpfen lassen?

„Bitte", begann sie mit zitternder Stimme, „wie kommen Sie zu einem solchen Urteil über Hodler?"

„Ach, entschuldigen Sie... ich vergass ganz... Sie sind ja Schweizerin", sagte Frau von Wolterhagen und sah sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln an. „Wenn ich daran gedacht hätte... Kennen Sie Feistauer?"

Clelia sagte leise: „Nein", aber sie wurde zugleich dunkelrot. Ihre Gedanken verwirrten sich. Wenn Frau von Wolterhagen Hodler wirklich für unbedeutend ansah, wieso stand sie dann nicht dazu, auch vor seinen Landsleuten? Und war ihre süsse Rede eigentlich wirklich liebenswürdig gemeint, oder nicht vielmehr eine verkappte Frechheit? Und wie sollte Clelia sich zur Wehr setzen?

Ich kenne Feistauer persönlich", fuhr Frau von Wolterhagen fort und wandte sich wiederum an Fräulein von Brandeis. „Ich sage Ihnen, ein entzückender Mensch! Ich habe ihn kürzlich besucht. Er hat sich so darüber gefreut, richtig wie ein grosser Junge..."

„Das kann ich mir denken", warf Herr Sauer ein.

„Künstler sind überhaupt wie grosse Kinder", fuhr Frau von Wolterhagen fort. „Ich sage Ihnen: es ist bezaubernd, in ihr Leben hineinzusehen, mitzuerleben, wenn sie sich freuen..."

„War eigentlich heute die Immatrikulation?" fragte die Baronin Giebichenstein mit ruhiger, tiefer Stimme. Clelia beeilte sich zu antworten. Die Baronin begann nun von dem Sohne des Vetters ihrer angeheirateten Kusine zu erzählen, dem Franzl Farnhorst, der ebenfalls jetzt sein erstes Semester auf der Münchener Universität beginnen sollte, und sie wollte von Clelia wissen, ob sie ihn gesehen habe. Dieses wurde wiederum für Frau von Wolterhagen zum Ausgangspunkt eines neuen Gesprächs.

(Fortsetzung folgt)